

Allergnädigst privilegirtes
Leipziger Tageblatt.

No. 40. Freitag, den 9. Februar 1821.

**Merkwürdiger Stand des Barometers
im Januar und Februar 1821.**

Es stand vom 1. bis 17. Januar von 26' 11 $\frac{1}{2}$ " bis 27' 7 $\frac{1}{2}$ ". Temperatur von 8 $\frac{1}{2}$ unter 0 bis 8 über 0 nach Reaumur.

— — Vollmond, vom 18. Januar bis 1. Februar von 28' bis 28' 4". Temperatur von 4 unter 0 bis 3 über 0 nach Reaumur.

— — Neumond, vom 2. bis 4. Febr. von 27' 11 $\frac{1}{2}$ " bis 27' 9". Temperatur von 2 unter 0 bis 1 über 0 nach Reaumur.

— — den 5. Febr. früh 27. 8 $\frac{1}{2}$. Temperatur 1 über 0. Nachmittag ungeheurer Sturm und Schneegestöber. Abends 28. 2. Temper. 3 unter 0, um 10 Uhr trübe, wie am Morgen, windig.

— — den 6. Febr. früh 7 Uhr 28. 4. trübe, 4 unter 0. Abends 10 Uhr 28. 5 $\frac{1}{2}$, passabel Wetter, $\frac{1}{2}$ über 0.

— — den 7. Februar früh 7 Uhr 28. 6 $\frac{1}{2}$, wolkig, 1 $\frac{1}{2}$ unter 0.

Dieser hohe Barometerstand ist für Leipzig noch nicht da gewesen.

E. G. Bachmann d. A.

Theaterkritik.

Dienstag, den 6. Februar: der Taubstumme oder der Abbe' de l'Épée. Schauspiel in 5 Akten von Bouilly, übersetzt von Rogebue.

Nach langer, theils durch eine Reise, theils durch Krankheit bewirkten, Zwischenzeit hatten wir das Vergnügen, Hrn. Wohlbrück, diesen achtungswürdigen Künstler, in der Rolle des Abbe' de l'Épée wieder auftreten zu sehen, die von ihm mit einer Wahrheit und Innigkeit durchgeführt wurde, welche die größte Anerkennung verdient. Auch mehrere der andern Rollen, namentlich die des Taubstummen (Dem. Panff d. A.), des Darlemont (Hr. Brand), der Madame Franval (Mad. Wohlbrück), und ihrer beiden Kinder (Hr. Thieme und Mad. Genast) wurden höchst lobenswerth gegeben, wie denn überhaupt das Ganze eine jener Vorstellungen war, die durch Rundung und gehöriges Ineinandergreifen dem Zuschauer einen angenehmen Genuß bereitet. Eine Bemerkung sey uns indessen erlaubt: Es ist sonderbar, daß Hr. Stein — dessen Talent in der Tragödie wir gewiß nicht verkennen und dessen Deklamation, namentlich in Rollen höheren Styls, so angenehm und richtig ist — im so-

nannten Conversationsstück, wie wir schon mehrmal und gestern wieder zu bemerken Gelegenheit hatten, häufig in einem breiten, keinesweges schönen Dialekt befangen ist. Uns dünkt ein Künstler, wie Herr Stein, der öfters das Schwierige langer und pathetischer Reden glücklich zu überwinden weiß, dem sollte und könnte, wenn er ernsthaft wollte, es nicht schwer halten, sich in dem, von ihm vielleicht nicht hinreichend gewürdigten gewöhnlichen Lust- und Schauspiel, von einem Uebelstande zu befreien, der gerade bei einem Manne, dessen übrige Leistungen den Zuschauer doppelt dazu berechtigen, etwas Vollkommenes von ihm zu verlangen, zwiefach unangenehm auffällt.

Friedrich Gleich.

Ueber das Alterthum der Schreibkunst.

(B e s c h l u ß.)

So wie Sprache, so ist auch die Schreibkunst roh in ihrem ersten Entstehen, mithin auch gar vieler Mißdeutung ausgesetzt. Wie wir Briefe einander zuschicken, so schicken rohe Völker Dinge einander zu, wobei der Abschickende glaubt, daß der Empfänger dabei die nämliche Idee haben werde, wie er. So schickte der römische Consul eine blutrothgefärbte Lanze in's Feindes Land, als eine Kriegsankündigung. Es war dies ein alter Gebrauch, der sich noch von den Zeiten herschrieb, wo man noch wenig Bezeichnungsmittel hatte. So schickten die aufgeförderten Scythen dem Perserkönig Darius eine Maus, einen Frosch, Vogel, Pfeil, und eine Pflugschaar statt eines Briefes zu. Man legte dies so aus, wie sie es

meinten: wo die Perser nicht wie Vögel davonflögen, oder sich wie Mäuse verkröchen, so würden sie den scythischen Pfeilen nicht entgehen, noch weniger sich ihres Landes bemächtigen.

Man verfällt endlich auf ganz willkürliche Bezeichnungen, wie sie noch jetzt bei den Wilden üblich sind. Man nimmt z. B. eine Anzahl kleiner Holz- oder Steinfugeln von vielerlei Farben, und heftet sie an eine Schnur. Je nachdem nun diese Dinge geordnet sind, je nachdem bedeuten sie dies oder das. Eins kann bedeuten, daß man den Ueberbringer gut aufnehmen solle, daß er ein Sohn oder Verwandter u. d. d. sey, oder daß diese und jene Nation unter diesen und jenen Bedingungen Frieden gemacht habe u. s. w.

Endlich kommt man denn auf eine neue Manier. Man fängt an die Gegenstände durch gemalte Figuren zu bezeichnen. So bezeichnet z. B. der Wilde die Anzahl der in der Schlacht Gebliebenen auf folgende Art: so viel ihrer geblieben sind, so viel Menschenfiguren malt er hin; wer einen Arm verloren u. d. d. wird mit diesem fehlenden Gliede hingezeichnet. Es geht hier eben so, wie bei der Sprache. Erst drückt man sinnliche Gegenstände aus, nachher durch sinnliche übersinnliche. Wenn man z. B. die Idee Ewigkeit bezeichnen will, so hat man kein sinnliches Zeichen. Man sucht daher unter den sinnlichen eins aus, das eine entfernte Ähnlichkeit mit jener Idee hat, und wählt das Bild einer Schlange, die ihren Schwanz verschlingt, als Bezeichnung der Grenzenlosigkeit der Ewigkeit.

Unter diese letzte Art von Charakteren gehören nun die egyptischen Hieroglyphen. Da jede Hieroglyphenschrift aber ihrer Natur nach

unverständlich oder willkürlich ist, so bald sie übersinnliche Dinge darstellt, so bleibt uns jedes Ueberbleibsel derselben unverständlich in Ewigkeit. Sie hat nur Werth und Verständlichkeit, so lange das Volk noch lebt, das über die Bedeutung gewisser Bilder allgemein übereingekommen ist. Man will nach neuern Berichten zwar in Egypten arabische Manuscripte entdeckt haben, die den Schlüssel der Hieroglyphen auf den Pyramiden enthalten sollen; allein man wird dadurch den wahren und richtigen Inhalt schwerlich herausbringen: denn nach gelehrten Untersuchungen hat es sich ergeben, daß schon zu Herodots Zeiten die egyptischen Gelehrten (Priester) die Hieroglyphen nicht mehr lesen konnten..

Unterdessen hat sich die hörbare Sprache ziemlich ausgebildet, und nun kommt ein kühnes Genie und trennt die Worte in ihre einfachsten Töne (Vokale und Consonanten) und bezeichnet diese einfachen Töne durch Zeichen. Jetzt ist Schreibkunst in der engsten Bedeutung da. Anfangs ist man zufrieden, wenn man nur einigermaßen ähnlich klingende Vokale oder Consonanten durch ein Zeichen ausdrückt. Daher erklärt sich die Erscheinung, daß so wie die Völker in der Cultur fortrücken, sich auch ihr Alphabet verstärkt. Anfangs hatten die Griechen kein doppeltes Θ , sondern nur ein einfaches, nämlich das θ , und das ν fehlte, auch hatten sie kein α , ψ u. c., sondern erhielten es erst allmählich.

Wenn man sich nun unter der Leitung dieser angegebenen Ideen in das Alterthum versetzt, und die Angaben der Geschichtschreiber durch-

geht, so wird man freilich oft über ihre Behauptungen lächeln müssen, ihre grundgelehrten Ausleger aber zuweilen belachen. Da es in der Natur des Menschen liegt, zur sichtbaren Bezeichnung seiner Gedanken fortzugehen, so bald er nur eine hörbare Bezeichnung derselben (die Sprache) erfunden hat, die sichtbare Bezeichnung aber auf so vielerlei Art möglich ist; so wird es eben so auffallen müssen, wenn man hört; diese Nation habe die Schreibkunst zuerst erfunden, als wenn uns Jemand sagte: dieses oder jenes Volk habe zuerst zu sprechen angefangen. Beides geht vor allen historischen Datis voraus, und aus unserer ganzen Untersuchung ergiebt sich nur das Resultat: daß diejenige Nation, die sich zuerst zu einer niger Cultur erhoben, auch zuerst auf das vernünftigste, sicherste und allgemein verständlichste Mittel zur sichtbaren Bezeichnung von Ideen verfallen sey.

B e m e r k u n g e n .

Nichts bringt mehr Unheil, als wenn eine heilige Nationalangelegenheit zur Farce in der öffentlichen Meinung herabgewürdigt wird!

Ein Düsseldorf' er Bürger hatte 1817, als der König von Preußen da war, die Worte illuminirt:

Des Königs Heil, des Landes Wohl,
Gleiches Recht und gleiche Last!

* r.

Ernst Müller, Redakteur.

